Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(*Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.*)

Hauptredacteur: Dr. Anton Edler v. Rosas.

No. 16. **Wien, den 17. April.** **1847.**

1.
Original-Mittheilungen.

Aneurysma des Hohlhandbogens, durch Druck geheilt.

Von Dr. Jos. Flögel, k. k. Regimentsarzte.

Ein 28jähriger, stets gesund gewesener Gränzsoldat stach sich im Juni v. J. beim Brotschneiden mit der Spitze des Messers in die linke Hohlhand nach innen und unten vom Erbsenbeine. Die äussere Wunde heilte bald, es bildete sich jedoch an der verletzten Stelle eine schmerzlose, elastische, klopfende, nicht verschiebbare, an Umfang allmälig zunehmende Geschwulst, über welcher die Haut völlig unverändert blieb. Am 22. August, dem Tage seiner Aufnahme in das Spital, hatte sie die Grösse einer wälschen Nuss erreicht, pulsirte sehr deutlich, und liess sich durch Druck etwas verkleinern, nach dessen Aufhören sie jedoch in ihre früheren Raumverhältnisse zurücktrat. — Es wurde auf die, durch die angeführten Kennzeichen als Aneurysma hinreichend characterisirte Geschwulst eine Bleiplatte gelegt und durch Binden stark und gleichmässig angedrückt, deren Touren bis 2'' über das Handgelenk reichten. Schon nach 10 Tagen war die Pulsation undeutlich, die Geschwulst kleiner und derber geworden; und am 10. September konnte der Kranke geheilt entlassen werden, da sich an der vollkommen derben und abgeflachten Geschwulst kaum eine Vibration mehr bemerken liess. Nur erhielt er die Weisung, sich fortan jeder anstrengenden Arbeit zu enthalten, und noch durch mehrere Wochen einen Compressivverband zu tragen.

Bericht über die im Jahre 1846 im Sanitäts-Districte Liezen herrschend gewesene Kartoffelkrankheit.

Von Dr. Bernard Pilz, k. k. Districtsphysicus zu Liezen.

(Schluss.)

Schon als die ersten Symptome dieser Pflanzenseuche sich zeigten, wurde Berichterstatter durch das üppige Wuchern des Krautes und die Kleinheit und geringe Entwicklung des Knollens zu dem Schlusse geleitet, es habe die ungewöhnliche Wärme und Trockenheit des Maimonates, die schnell auf einen schneereichen Winter und eben so schnee- und regenreichen Frühling folgte, den Säftereichthum des Bodens an sich und zur üppigen Bildung des Krautes emporgezogen, und so

der unedlere Theil auf Kosten des antagonistisch in seiner Entwicklung gehemmten edleren sich entwickelt. Begründet wurde diese Ansicht noch durch die Beobachtung, dass auch an anderen Pflanzen ein ungewöhnlich üppiges Wuchern und eine voreilige Entwicklung wahrzunehmen war, und durch den Umstand, dass auf trockenem und steinigen Grunde die Seuche viel minder sich ausbildete, als auf säftereichem, niedrig gelegenem und üppig gedüngten. Der heilsame Erfolg des Abschneidens des Krautes bestätiget noch mehr diese Ansicht über die Ätiologie der Kartoffelseuche im Enns- und Paltenthale.

Bei den ersten Merkmalen der Kartoffelkrankheit ergriffen grosse Bestürzung und lebhafte Besorgnisse das Gemüth des Landmannes. Wie gewöhnlich stellte man sich auch hier das bevorstehende noch ungekannte Übel schrecklicher vor, als es in der Wirklichkeit war und an anderen Orten sich gezeigt hatte, und es fehlte nicht an Leuten, die von dem Genusse einer erkrankten Kartoffel die Gesundheit der Menschen und Thiere gefährdet glaubten, ja den Tod in Folge des Kartoffelgenusses in Aussicht stellten. Von mehreren der Bezirksobrigkeiten dieses Sanitätsdistrictes wurden theils mündliche, theils ämtliche Anfragen über die Natur und Gefährlichkeit dieser Krankheit und die allfällig einzuleitenden sanitätspolizeilichen Maassregeln an das Districtsphysicat Liezen gestellt, und mitunter erkrankte Kartoffeln auf ämtlichem Wege zur Prüfung und Begutachtung mitgetheilt. Unter diesen Umständen erachtete der Berichterstatter, um ungegründete und übertriebene Besorgnisse zu zerstreuen, und um zu verhüten, dass nicht als Unrath bei Seite geworfen werde, was noch nützlich und zweckmässig verwendet werden kann, es im Bereiche seiner Amtspflicht, in einem Currentalschreiben an die 13 Bezirksobrigkeiten dieses Sanitätsdistrictes folgende Maassregeln und Erfahrungen zur Beruhigung der Gemüther bekannt zu geben und anzuempfehlen:

1. Die einfache Auftrocknung. Selbe hatte sich den Beobachtern der belgischen Kartoffelseuche als das beste Mittel erprobt. Es wurde bemerkt, dass es am zweckmässigsten sei, die Erdäpfel nur bei trockenem Wetter auszugraben, und die gesunden Knollen von den kranken zu sondern, dann die kranken sowohl als die gesunden durch mehrere Tage unter einem Schoppen oder einer Tenne der Luft auszusetzen, hierauf erst die so gelüfteten Erdäpfel in trockene Keller zu bringen, und nicht zu hoch übereinander zu schütten. Auf diese Art würde man nicht nur die gesunden Knollen vollkommen gut sich bewahren, und damit Setzlinge für das nächste Jahr sich sichern, sondern man würde dadurch auch bei den schon erkrankten dem Weiterschreiten des Übels Einhalt thun, da durch dieses Verfahren das Krankhafte eintrockne und sich begränze.

2. Die schnelle Benützung und baldige Verwendung der bereits angegriffenen Kartoffeln. Es wurde ausdrücklich bemerkt, dass in den Ländern, wo bisher die Kartoffelseuche geherrscht hatte, der Genuss der erkrankten nirgends dem Menschen schädlich war, — dass auch der Berichterstatter gesottene erkrankte Kartoffeln ohne irgend eine Belästigung als die seines Geruchsorganes genossen hatte, — dass jedoch der üble Geruch den kranken Knollen zur Nahrung für Menschen, zwar nicht schädlich, doch minder verwendbar mache. Als beste Verwendungsart der erkrankten Kartoffeln wurde ihre Benützung zur Viehfütterung oder zur Branntweinerzeugung angerühmt, und bemerkt, dass nirgend noch dieselben sich zur Viehfütterung unbrauchbar oder gar schädlich gezeigt hatten. So hatte man ja in Sachsen die ausgeschnittenen kranken Kartoffeltheile ohne allen Nachtheil dem Viehe zum Fressen gegeben. Auch in Hannover wurde mit rohen, kranken Kartoffeln ohne Nachtheil gefüttert. Dem ohngeachtet dürfte es zweckmässiger sein, die kranken Theile auszuschneiden, da sie den Magen, ohne dem Körper Nahrung zu geben, nur mechanisch beschweren würden.

Noch erübriget, einiger, in öffentlichen Blättern gegen die Kartoffelseuche gepriesener Maassregeln zu erwähnen, und anzuführen, in wie ferne selbe im Laufe des verflossenen Jahres hierorts sich als zweckentsprechend bewährt haben. — So wurde in vielen Zeitschriften das Erziehen der Saatkartoffeln aus Saamen sehr gepriesen. Aus Saamen gezogene Kartoffeln sollten von der Seuche nicht ergriffen werden. — So viel Bestechendes in der Ansicht, dass die Kartoffel durch so lange künstliche Fortpflanzung sich überlebt habe, und einer Regenerirung aus Saamen bedürftig sei, liegt, so hat sich selbe leider — hierorts nicht bewährt: Ein höher gestellter Priester im Ennsthale, der mit Eifer und Wissbegierde seit vielen Jahren dem Studium der Natur huldiget, hat den Versuch gemacht und Saatkartoffeln im Jahre 1845 aus Saamen gezogen! — Leider blieben die aus den so-

genannten Saatkartoffeln im Jahre 1846 gewonnenen von der Seuche eben so wenig frei, als die nach langgepflogener Weise aus zerschnittenen, einige Augen enthaltenden Keimen, erzeugten.

In einem anderen Blatte war die Behauptung zu lesen: Kartoffeläcker auf Bergen blieben von der Seuche frei. Ein Schritt in das Ennsthal wäre genug gewesen, diese Behauptung zu widerlegen; denn hoch oben auf den Bergeshöhen, so wie an ihrem Fusse gab es Kartoffelfelder, auf denen fast nicht eine gesunde Kartoffel zu finden war.

Eine andere Zeitschrift pries als Specificum gegen die Kartoffelfäule das Anbauen der Saamenerdäpfel in ungedüngtem Boden. Bekanntlich gedeihet die Kartoffel am besten in trockenem, etwas steinichtem Erdreiche. Es lässt sich daher *a priori* schon zugeben, dass bei einem von Natur aus schon säftereicherem, niedrig gelegenem Grunde die Düngung allerdings entbehrlich sein dürfte. Kartoffel gedeihen im Ennsthale gewöhnlich vorzüglich gut, wenn sie auf Äcker, die im Jahre vorher Klee oder Kraut trugen, ohne vorhergegangene Düngung gelegt werden. — Dafür wird auf trockenen, steinichten, schotterigen Gebirgsrücken die Düngung der Kartoffeläcker nach der Meinung des Berichterstatters und zahlreicher erfahrener Landwirthe des Ennsthales stets unentbehrlich bleiben, wenn nicht die Saatkartoffeln aus Mangel an Nahrung ohne Entwicklung bleiben, ja verkümmern sollen.

Auch in dem Umstande, dass man schon lange nicht mehr ganze Kartoffeln, sondern nur Kartoffelkeime zu setzen pflegt, wollen Einzelne den Grund der Kartoffelseuche gefunden haben, in der sie eine Entartung, ein Verkümmern der Kartoffel sehen. Gegen diese Ansicht spricht sich entschieden die Meinung hiesiger Landwirthe aus, welche mit den zerschnittenen Setzlingen stets gute Ernte erzielten, und der Meinung sind, dass selbe vollkommen genügen, sobald sie zwei oder drei Augen enthalten.

Ebensowenig Anempfehlung dürfte der von mehreren Seiten ausgesprochene Vorschlag, die Saatkartoffeln aus ihrem Mutterlande zu beziehen, verdienen, da abgesehen von der Kostspieligkeit des Bezuges der Saatkartoffeln aus solcher Ferne, die grosse Geldauslage bei dem Umstande, dass auch in America die Kartoffelkrankheit herrschend sein soll, ganz zwecklos und unnütz sein würde. Demjenigen, der die so allgemeine Verbreitung der Kartoffelkrankheit erwäget, wird es wahrscheinlich, dass ausser den in einzelnen Thälern zu beschuldigenden speciellen tellurischen und cosmischen Einflüssen allgemeinere dynamisch-chemische Agentien dem Entstehen dieser Pflanzenseuche zu Grunde liegen, die zur Stunde wohl noch eben so wenig verändert sind, als die Bedingungen des Entstehens einer Cholera, eines Typhus. Vielleicht wird es den so regen Bestrebungen der Gegenwart gelingen, auch in diesen Beziehungen den dunklen Schleier, in den sich die Naturkräfte noch für das menschliche Auge hüllen, etwas zu lüften! —

Aemtliche Mittheilung über die mit der Warburg'schen Fieber-Tinctur bei Behandlung der Wechsel- und typhösen Fieber gewonnenen Resultate.

Von Joseph Joh. Knolz, k. k. n. öst. Regierungsrathe, Sanitäts-Referenten und Protomedicus.

(Fortsetzung.)

B. Ergebniss der im Bezirks-Krankenhause Wieden mit der Dr. Warburg'schen Fiebertinctur angestellten Heilversuche.

In Befolgung des hohen Regierungsauftrages vom 14. August d. J. Z. 43821 wurden im Bezirks-Krankenhause Wieden mit der von Doctor Warburg entdeckten Fiebertinctur, nach der von dem Entdecker angegebenen Vorschrift, im Typhus, Wechselfieber und in einem Falle eines sehr hartnäckigen intermittirenden Kopfschmerzes (*Cephalalgia intermit.*) Heilversuche angestellt.

I. Im Typhus wurden keine befriedigenden Resultate erzielt. Von den vier Fällen, in welchen die Fiebertinctur angewendet wurde, endeten zwei tödtlich; ein Fall ging nach einem langwierigen und gefahrvollen Verlaufe in Genesung über, der vierte Fall verlief ganz regelmässig.

Da es sich um nichts Geringeres handelte, als die Heilkraft eines gegen den Typhus — die gefährlichste aller Fieberkrankheiten — empfohlenen Specificums zu constatiren, wurden vollkommen entwickelte, schwere Typhus-Fälle, bei welchen der Arzt noch immer eines sicher wirkenden Heilmittels entbehrt, und daher stets mit besorglichem Blicke dem ungewissen Ausgange entgegensieht, zu dem Versuche gewählt. Die Typhus-Kranken waren in einem Alter von 20 bis 26 Jahren, von

ziemlich starker Körperconstitution, und befanden sich zur Zeit der Anwendung der Fiebertinctur in dem sogenannten nervösen Stadium des Typhus. Die Einverleibung des Mittels geschah mit den von Dr. Warburg empfohlenen Vorsichten. Bei drei Kranken brachte die Tinctur bald nach ihrer Einverleibung eine unverkennbare Reaction hervor; die Fieberhitze wurde auffallend gesteigert, der Blutandrang nach der Brust und dem Kopfe vermehrt, die Betäubung grösser, der Puls voller und kräftiger; und nach einer ungefähr ein- bis zweistündigen Dauer dieser Reactionserscheinungen stellte sich ein mehr oder weniger allgemein verbreiteter Schweiss ein, welcher aber keineswegs eine Milderung der Fieberzufälle brachte, vielmehr die Kranken in der grösseren Betäubung zurückliess, und stärkere, sogar blutige Diarrhöe, grösseren Meteorismus und grössere Schwäche zur Folge hatte. Einer von den Kranken starb an Darmdurchbohrung in Folge unaufhaltsamer Ulceration der Typhus-Geschwüre; ein Zweiter erlag durch völlige Erschöpfung der Kräfte; der Dritte gelangte, nachdem er im weiteren Verlaufe des sehr langwierigen Typhus auch die Phasen der hypostatischen Pneumonie zu überstehen hatte, allmälig zur völligen Genesung. Bei dem vierten Kranken, welcher in der That nicht mit dem schwersten Typhus behaftet war, blieb die Fiebertinctur ohne wahrnehmbare Wirkung; die Krankheit verlief, wie gewöhnlich, ganz regelmässig und ging in Genesung über.

Dieses Ergebniss der Versuche, wenn es gleich nicht als die nothwendige Folge der Wirksamkeit des neuen Mittels nachgewiesen werden konnte, benahm dennoch den Muth zur weiteren Prüfung der Tinctur im Typhus. Es dürfte übrigens immerhin sehr schwer halten, ein Specificum für den Typhus zu finden. Der Typhus ist eine Krankheit des Gesammtorganismus, hat seine Wurzeln im Blute, ist eine typische, in bestimmte Stadien abgegränzte Krankheit, und kann, gleich den exanthematischen Fiebern, nur nach ungestörter Durchbildung durch seine Entwicklungsstufen in Genesung übergehen. Eben so wenig, als es möglich ist, die Blatternkrankheit im ersten, zweiten oder dritten Stadium zu coupiren, eben so wenig kann der Typhusprocess, der den exanthematischen Krankheiten höchst analog ist, und mit denselben gleichen Gesetzen folgt, zu Anfang oder in der Mitte seines Verlaufes irgendwie aufgehalten und unbeschadet des Lebens unterdrückt werden.

II. So wenig das neue Mittel seinen Ruf beim Typhus gerechtfertigt hatte, um so glänzender und siegreicher zeigte sich seine Wirkung im Wechselfieber.

Im Laufe des Monates August, September und zu Anfang des Monats October d. J. kamen im Krankenhause 18 Fälle von Wechselfieber vor, und zwar 1 Fall mit Quartan-Typus, 3 Fälle mit Tertian- und 14 Fälle mit Quotidian-Typus. Die damit Behafteten waren in einem Alter von 15 bis 40 Jahren, und von verschiedener Körperconstitution: die meisten derselben boten das eigenthümliche cachectische Aussehen, worin das Wechselfieber seine Anwesenheit beurkundet, als: blassgelbe Gesichtsfarbe, matten Blick, blassblaue dünne Lippen, welke Haut etc. Unter den Kranken zählte man 13 Männer und 5 Weiber. Als Ursachen wurden verschiedene Momente angegeben, die jedoch in keinem Falle als solche mit Bestimmtheit anerkannt werden konnten. Zu den Complicationen gehörten hauptsächlich gastrische Affectionen; in einem Falle war *Hydrops universalis* vorhanden. Fast bei allen Kranken fand sich Milztumor vor. Das Fieber hatte bereits längere Zeit, und bei dem zugleich an Hydrops leidenden Individuum sogar sieben Wochen lang gedauert, bevor es zur Behandlung mit der Tinctur kam.

Nach vorausgeschicktem Purgans wurde vorschriftsgemäss einige Stunden vor dem Fieber-Paroxysmus die generelle Gabe der Tinctur gereicht, und es blieb entweder sogleich der Fieberanfall aus, oder er kam mit verstärkter Heftigkeit, um jedoch nicht wieder zurückzukehren. Die Tinctur befreite stets und sicher die Kranken von ihrem Fieber und spendete ihnen zugleich, wie durch einen Zauber, auf eine überraschend schnelle Weise wieder die vorige Körperkraft mit blühendem Aussehen. Kranke, denen bei ihrer Ankunft im Krankenhause die Cachexie in scharfen Zügen eingeprägt war, hatten sich, nach der in Einem Tage vollbrachten Cur, binnen der kürzesten Zeit, oft schon nach 48 Stunden eines lebhaften Appetits, einer vortrefflichen Verdauung, einer sehr vortheilhaften Veränderung der Physiognomie zu erfreuen. In dem einen Falle wurde mit dem Fieber auch der Hydrops allmälig und nach wiederholter Gabe der Tinctur glücklich beseitiget.

III. Auf ähnliche Weise, wie im Wechselfieber, wirkte die Tinctur in der *Cephalalgia intermittens*. Nach zweimal gereichter Gabe der

Tinctur wurde der seit Monaten bestandene Kopfschmerz gänzlich geheilt.

Auf Grund dieser Ergebnisse muss denn Dr. Warburg's Fiebertinctur bei Wechselfiebern und überhaupt bei intermittirenden Krankheiten mit Recht als ein unschätzbares, souveraines Mittel gepriesen werden, welches an Sicherheit und Intensität der Wirkung in den genannten Krankheiten die China und ihre Präparate weit übertrifft.

Wien, den 28. October 1846.

Dr. Benedikt, substit. Primararzt.

(Fortsetzung folgt.)

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Organische Chemie.

Über die Natur des schwarzen Erbrochenen. Von Nott. — Verf. behauptet, dass diese Flüssigkeit nichts anderes als Blut sei, das aus den Capillaren des Magens exsudirte und durch die Secrete, mit denen es in Berührung kam, schwarz wurde. Solche chemische Veränderung geschieht nach Vf. durch eine oder mehrere Säuren. Er fand diese Flüssigkeit jedesmal sauer reagirend. Die Secrete des Magens im gelben Fieber sind oft sehr irritirend, was von der Gegenwart der Säure herrührt. Der Kranke klagt oft über ein brennendes Gefühl im Magen, welches durch Entleerung desselben erleichtert wird. Auch ist öfters diess Gefühl im Ösophagus, den man nach dem Tode gewöhnlich vom Epithelium entblösst antrifft. Es kann auch geschehen, dass das Magensecret die Magenwandungen in kurzer Zeit nach dem Tode corrodirt, wie diess bei andern scharfen Secreten der Fall ist. Verf. nahm zur Bestätigung seiner Ansicht einige Drachmen Blutes aus dem Herzen eines am gelben Fieber Verstorbenen, und gab 4—5 Tropfen verdünnter Salzsäure hinzu; nach einigem Schütteln kam die schwarze Farbe zum Vorschein. Der Versuch, mehrmals wiederholt, gab immer dasselbe Resultat. Die schwarze erbrochene Flüssigkeit stellte sich auch bei andern Krankheiten, wie im letzten Stadium der Peritonitis, bei biliösen Fiebern, beim Scirrhus des Magens (Lassaigne), bei einer chronischen Krankheit des Magens (Collard de Martigny) als Blut vermischt mit einer Säure dar. (*Amer. Journ. of Med. Sciences* u. *London Med. Gaz. Jan. 1847.*) *Meyr.*

Entdeckung von Zucker in den Sputis der Diabetischen. Von Francis. — Ein Kranker, der seit einem Jahre an Diabetes litt, zeigte in den letzten 6 Monaten Symptome der Lungensucht. Die Sputa betrugen täglich etwas weniger als 24 engl. Unzen, und bestanden aus einem weissen, zähen, schaumigen Schleime, welcher einige runde Massen von gelber Materie suspendirt enthielt. Um den Zucker zu entdecken, wurden die Sputa zuerst mit starkem Alcohol behandelt, welcher den Eiweissstoff coagulirte, hierauf destillirtes Wasser hinzugegeben, kurze Zeit geschüttelt und digerirt, und das Ganze auf ein Filter gebracht, wo eine klare, wässrige Flüssigkeit durchging. Eine kleine Portion dieser Flüssigkeit, nach Trommer's Methode mit Kupferprotoxyd geprüft, reducirte dasselbe, und eine andere Portion ging über Quecksilber in Gährung über. Das Übrige wurde im Wasserbade bis zur Trockne abgedampft, der Rückstand in Stückchen zertheilt, einige Stunden in Alcohol digerirt, und hierauf filtrirt. Die Alcohollösung war gelblich gefärbt, klar und von süsslichem Geschmacke. Abgedampft liess sie eine bedeutende Quantität Zucker von bräunlicher Farbe, starkem honigähnlichen Geruche und intensiv süssem Geschmacke zurück. Eine Unze der Sputa, mit Wasser diluirt, entwickelte durch Gährung etwas mehr als $2\frac{1}{2}$ Cubikzoll Kohlensäure, was einer Menge von $2\frac{1}{2}$ Gran Zucker äquivalent ist. Der zu derselben Zeit entleerte Harn enthielt ebenfalls Zucker. Verf. erwähnt noch einen zweiten Fall von Diabetes, wo er ebenfalls Zucker in den Sputis entdeckte. (*London Med. Gaz. Febr. 1847.*) *Meyr.*

B. Physiologie.

Über die Rolle des Speichels im Verdauungsgeschäfte. Von Bernard. — Die Chemie hat seit einigen Jahren dem Speichel einen ganz speciellen Nutzen bei der Verdauung, nämlich die Umwandlung salzmehlhaltiger Stoffe, zugeschrieben. Diese Entdeckung ging von Leuchs und Schwann aus, und fand an Mialhe ihren Vertheidiger, ward aber erst durch Magendie und Rayer in das rechte Licht gesetzt. Aus den Arbeiten der genannten Autoren geht hervor: 1. dass der gemischte Speichel des Menschen, wie derselbe aus dem Munde kommt, erwärmtes und verdünntes Amylum mit grosser Schnelligkeit in Dextrine oder Zuckerstoff umwandelt; 2. der gemischte Speichel des Pferdes ebenso wirkt; 3. der Speichel aus der Parotis des Pferdes nicht diese Wirkung, viel weniger aber noch auf rohe Mehlstoffe zeigt. Es entsteht nun die Frage, ob die Secretion der Parotis den eigenthümlichen Stoff (Diastase) entbehre, welchen die Unterzungen- und die Unterkieferdrüse des Pferdes enthalten müssen, und ob sich dasselbe an andern Thieren bestätige. Der Verf. führt zur Lösung dieser Frage drei Reihen von Experi-

menten aus, deren Ergebnisse wir hier mittheilen. Aus den ersten drei Versuchen leuchtet hervor, dass der gemischte Speichel des Hundes dieselbe Wirkung auf das Amylum, wie der des Menschen und des Pferdes, nur langsamer äussert. Ferner zeigt sich eine physicalische Verschiedenheit zwischen dem Speichel des Hundes aus der Parotis und aus der Unterkieferdrüse; dieser ist schleimartig und löset die Stoffe schwer, jener ist wässrig und löset sie leicht auf. Die gleichen Eigenschaften haben die warmen Infusionen von Stücken der genannten Drüsen. Endlich zeigt kein einzelnes Secret der genannten Drüsen, wie es aus den Ausführungsgängen genommen wird, irgend eine umwandelnde Kraft in Bezug auf das Amylum, obwohl der aus dem Munde genommene Speichel des Hundes diese Kraft besitzt; es scheint also, dass der Gährungsstoff des Speichels nicht in den Speicheldrüsen selbst bereitet wird.

Aus der zweiten Experimentenreihe, welche zur Aufklärung dieses Räthsels veranstaltet wurde, ergab sich Folgendes: 1. Ausser dem Körper des Thieres besitzt der gemischte Speichel, wie jedes zersetzbare, animalische Flüssige eine Gährungskraft auf das Amylum unter bestimmten Umständen. 2. In den Gastro-Intestinalwegen des lebenden Thieres kann sich diese Fermentationskraft des Speichels nicht äussern, weil derselbe stets mit dem sauern Magensafte gemischt ist. Oder mit andern Worten: Die chemische Rolle des Speichels in der Digestion ist fast gleich Null. Die Fermentationskraft des Speichels ist nicht, wie die früher genannten Physiologen meinten, eine dieser Flüssigkeit eigenthümliche Eigenschaft, sondern gehört der Mundschleimhaut an. Die durch verschiedene normale und krankhafte Processe veränderte Mundschleimhaut ertheilt dem Speichel die erwähnte Eigenschaft, und daraus lässt sich erklären, warum diese Eigenschaft beim Menschen kräftiger ist, als beim Pferde und Hunde. Beim Menschen geht nämlich durch die Zuströmung von Luft und Speichel während des Sprechens eine schnellere Veränderung der Schleimhaut vor sich, und daher kommt der Weinstein an den Zähnen, so wie die Caries der letztern. Die Kraft des Speichels auf das Amylum wird beim Hunde alsobald ebenfalls rapid, wenn man irgend eine Krankheit, z. B. eine Magenfistel, erzeugt; dann wird durch den Mundspeichel des Hundes das Amylum in ebenso kurzer Zeit verwandelt, wie durch jenen des Menschen.

Die in der dritten Reihe befindlichen Versuche beweisen direct den physico-digestiven Nutzen des Speichels (Mastication und Deglutition), wie dessen Unwichtigkeit beim chemischen Theile des Digestiongeschäftes. Es sind ferner nach diesen Versuchen zweierlei Sorten von Speicheldrüsen zu unterscheiden; erstens jene, welche einen sehr dünnflüssigen, wässerigen Speichel erzeugen, und vorzüglich zum Kauen beitragen (Parotis, Wangen und Lippendrüsen), zweitens jene, welche einen schleimartigen, zähen Speichel absondern, wie die Unterkieferdrüse, die Mandeln etc. Diese dienen vorzüglich bei der Deglutition. Die comparative Anatomie bestätigt solche Unterscheidung, indem die Parotis besonders stark bei den kauenden Thieren (*ruminantia* und *solipeda*) entwickelt ist, während sie gänzlich fehlt bei den Thieren, welche die ungekauten Speisen verschlucken, wie bei den Fischen, Vögeln, Reptilien. Die *Glandulae salivales muciparae,* wie sie unser Verf. nennt, unterliegen aber keinen solchen Modificationen, indem sie bei allen Thieren entwickelt sind, welche ihre Nahrungsmittel verschlucken, ohne Rücksicht auf ihre Kauorgane. So finden sich bei den Fischen, Vögeln und Reptilien, welchen Thieren die Parotis fehlt, stark entwickelte Follicularapparate und oft bedeutende Unterkieferdrüsen. (*Archives générales de médecine. Janvier 1847.*)

Hirschler.

Über den Inhalt des Fötalmagens. Von Robinson. — Aus 12 hierüber angestellten Untersuchungen ergab sich Folgendes: 1. Der Magen des Fötus enthält, während der letzten Zeit des Uterinlebens, immer eine eigenthümliche Substanz, welche vom *Liquor amnii* verschieden und von ernährender Eigenschaft ist. Ihre physischen und chemischen Eigenschaften sind bei verschiedenen Thieren sehr different, und nie bei zwei Species ganz gleich. 2. In jedem Fötus sind die Contenta des Magens zu verschiedenen Perioden verschieden; in den frühern Zeiten seiner Entwicklung bestehen sie vorzüglich aus der Amniosflüssigkeit, zu welcher nach und nach die andern eigenthümlichen Substanzen kommen. 3. Der *Liquor amnii* wird vom Fötus beständig bis zur Zeit der Geburt verschluckt. 4. Die oben angedeutete mehr feste und nährende Substanz mit der Amniosflüssigkeit vermischt, bildet das Materiale für den Chymificationsprocess in dem Darmcanale des Fötus. — Die Functionen, welche in den chylopoëtischen Organen des Fötus vor sich gehen, dienen vorzüglich zur Vorbereitung dieser Organe für ihre wichtigen Functionen im selbstständigen Leben. Während die Ernährung des Fötus ohne Zweifel durch die Gefässe der Placenta bewerkstelligt wird, besitzen die Venen desselben eine Absorptionskraft, ähnlich der der meseraischen Venen. Und da ein Theil des Fötalblutes, mit der absorbirten albuminösen Substanz versehen, nach dem Durchgange durch die Nabelvene, in den Blutgefässen der Leber circulirt, so ist die Gegenwart einer albuminösen Flüssigkeit im *Ductus hepaticus,* die von Lee und Prout angedeutet wurde, keineswegs unerklärlich. Die Nabelvene des Fötus entspricht den meseraischen Venen des Erwachsenen, während die Verzweigungen des *Ductus hepaticus* in gewisser Hinsicht als Milchgefässe betrachtet werden können. Die eigenthümlichen im Fötalmagen befindlichen Substanzen werden nicht vom Magen selbst abgesondert, da derselbe blass und unentwickelt ist, und da man sie im Rachen und im Munde findet. Verf. glaubt, dass sie von den Speicheldrüsen abgesondert werden. Die Contenta des Fötalmagens sind sehr verschieden, bisweilen neutral, bisweilen alcalisch, und in wenigen Fällen schwach sauer. Da die Gewebe und Flüssigkeiten des Fötus immer eine starke Neigung zur sauren Gährung haben, und da man den Magensaft nur da sauer fand, wo eine Verzögerung des Ver-

suches Statt hatte, so hält Verf. die saure Reaction für das Resultat einer nach dem Tode vor sich gegangenen chemischen Veränderung. Hinsichtlich der Beziehung zwischen Respiration und Verdauung folgert Verf. aus ferneren Beobachtungen, dass die Bildung des Magensaftes nicht Statt findet, bis nicht der Respirationsact eine Zeit lang vor sich ging, und die Oxydation des Blutes grösstentheils vollendet ist. (*Monthly Journ. January 1847.*) *Meyr.*

Experimente mit Äther an Thieren. Von Amussat. — Der Verf. räth, die Einathmung der Ätherdämpfe nicht allzulange fortzusetzen, weil sie bei Thieren sehr oft den Tod zur Folge hat. Ein interessantes Phänomen ist die gehinderte Umwandlung des venösen Blutes in arterielles, welches von Amussat constatirt wurde. Er öffnete bei einem Hunde die Carotis während der Inhalation, und fand so lange den Ausfluss schwarzen Blutes, als das Thier einathmete, aber alsogleich kam rothes Blut zum Vorschein, wenn der Ätherapparat entfernt wurde. Dieser Versuch wurde mehrmals mit gleichem Erfolge wiederholt. Bei den durch Äther getödteten Thieren fand A. folgende Veränderungen: grosses, wie nach Luftinjection in die Venen ausgedehntes Herz, flüssiges Blut, die Lungen geröthet, wenig mit Blut gefüllt, die Leber blutreich, die Milz klein, die Nieren violett, blutreich; endlich das Gehirn in seiner ganzen Peripherie gleicher Massen bluterfüllt. Flandin fand Äther im Blute. (*Gazette médicale de Paris. 1847. Nr. 7.*) *Hirschler.*

Untersuchungen über den Ätherrausch. Von Orfila. — Die Frage, ob der durch Äthereinathmung hervorgerufene Zustand einem durch Alcohol entstandenen analog sei, ob überhaupt dabei nur von einer Art Berauschung die Rede sein könne, bejaht Orfila, sich auf seine zahlreichen comparativen Experimente mit Äther und Alcohol stützend. Wenn man Hunde, Katzen oder Kaninchen der Wirkung des Alcohols aussetzt, so werden sie davon ebenso gut wie der Mensch berauscht, und zeigen auch beiläufig dieselben Erscheinungen wie dieser. Die Wirkung des Alcohols ist stärker, wenn sie von dem Magen ausgeht, als wenn man denselben auf das Zellgewebe anwendet. Sie beginnt mit Erregung des Gehirns, bald jedoch tritt Coma und Unempfindlichkeit ein, und das Thier stirbt, wenn das Experiment fortgesetzt wird. — Der Äther, auf die nämliche Art beigebracht, hat dieselbe Wirkung in einem höhern Grade, und Orfila zweifelt daher keinen Augenblick, dass die Äthernarcose ein wahrer Rausch sei, und dass durch lange Ätherinhalation ebenfalls der Tod herbeigeführt werden müsse. Dass die von den verschiedenen Beobachtern aufgestellten Perioden der Äthernarcose nichts als die Perioden des Rausches im Allgemeinen sind, ergibt sich, wenn man diese Angaben mit der Schilderung des Alcoholrausches vergleicht, welche sich in Orfila's Buche über Toxicologie vorfindet. Wir wollen sie im Kurzen wiedergeben. Das 1. Stadium des Alcoholrausches kündigt sich durch Röthung des Gesichtes, belebtere Augen, angenehme Heiterkeit an. Dabei ist der Geist freier, lebhafter, die Sorgen verschwinden und werden durch angenehme Gemüthsbewegungen durch Freundschaftsgefühle und zarte Neigungen ersetzt; man wird indiscret, schwatzhaft, etwas verwirrt und beginnt zu stammeln. — Der 2. Grad zeichnet sich aus durch lärmende Freude, unmässiges Lachen, unsinnige Reden, obscöne Lieder, brutale Handlungen, in denen sich besonders gewisse Idiosyncrasien kund geben. Die Zunge versagt theilweise beim Sprechen den Dienst, oft ist Schaum an dem Munde, das Urtheil wird falsch. Die Vernunft verschwindet, die Begierden sind ohne Schranken, oft entstehen furibunde Delirien. Der Arterienschlag stark, das Antlitz geröthet, die Venen strotzend, das Athmen beschleunigt. Unangenehme Empfindungen, Brechneigung, Schwindel und zur Erde Stürzen. Die Schläfrigkeit und der Schwindel steigen. Das Gesicht wird leichenähnlich blass, es tritt reichliches Erbrechen saurer Materien ein, oft auch unwillkürlich Koth- und Urinabgang; bald folgt ein heftiger Kopfschmerz und totale Sinnesbetäubung. Endlich macht ein tiefer Schlaf von einigen Stunden dem unangenehmen Zustande ein Ende, nach welchem drückendes Kopfweh, belegte Zunge, fader Geschmack, starker Durst und Ekel vor Speisen für einige Zeit zurückbleiben. — Das 3. Stadium des Rausches ist ein wahrhaft schlagflussähnlicher Zustand: vollkommene Unthätigkeit der Sinne, Verlust des Bewusstseins, livides oder bleiches Gesicht, röchelndes Athmen, Unmöglichkeit, sich aufrecht zu erhalten, Schaum um den Mund, Coma und vollkommene Gefühllosigkeit. Dieser Zustand kann 3—4 Tage währen und einen tödtlichen Ausgang nehmen. (*Gazette médicale de Paris. 1847. Nr. 6.*) *Hirschler.*

Wirkung der Ätherdämpfe auf das Nervensystem der Thiere. Von Longet. — Aus der in der Academie gelesenen Abhandlung des genannten Arztes entnehmen wir Folgendes: 1. Der Äther bewirkt absolute momentane Unempfindlichkeit sowohl in den gewöhnlich sensiblen Theilen der Centralorgane, als in den Nervensträngen selbst (Nerven der Extremitäten, hintere Wurzeln des Rückenmarkes, Trigeminus u. s. w.); 2. in dem motorischen Apparate der Nerven (Zweige der Gliedmassen, vordere Wurzeln der Rückenmarksnerven, vordere Stränge des Rückenmarks) besteht das Verhältniss des electrischen Stromes zu den dadurch erregten Muskelcontractionen fort; 3. die durch den Galvanismus nach dem Tode erregbare Irritabilität der Muskeln und Excitabilität der Nerven zeigt sich kürzere Zeit bei den durch Äther getödteten, als auf andere Art umgebrachten Thieren; 4. jeder gemischte Nerve, welcher an irgend einer Stelle seines Verlaufes der Ätherwirkung ausgesetzt wird, verliert sowohl an dem Puncte der Einwirkung, als auch an allen unter diesem abgehenden Zweigen das Empfindungsvermögen, behält jedoch überall die Excitabilität durch den Galvanismus, d. h. es entstehen durch den Galvanismus noch immer Contractionen in den von diesem Nerven versorgten Muskeln; 5. der optische Nerv, welcher selbst bei dem Tode nahen Thieren durch mechanische und galvanische Reize das Gefühl von Licht erhält, das sich durch

Bewegung der Pupille kund gibt, bleibt während der Äthernarcose gegen diese Agentien unempfindlich; 6. die betäubende Wirkung des Äthers unterscheidet sich von jener des Alcohols dadurch, dass letzterer die Sensibilität der Nerven bloss abstumpft, niemals aber ganz aufhebt, was besonders von den Centralorganen gilt; 7. der Äther bewirkt eine plötzliche und vollkommene Aufhebung der excito-motorischen Kraft des Rückenmarkes, ist also in dieser Beziehung dem Strychnin und den Opiaten gerade entgegengesetzt; 8. man kann bei Thieren die Ätherwirkung auf die excito-motorische Kraft der Medulla durch Strychnin, und umgekehrt die von Strychnin und Opium hervorgerufene durch Äther annihiliren; 9. die Verrichtungen des Gehirnes werden durch den Äther früher als die dem Rückenmarke allein zukommenden Functionen aufgehoben, und stellen sich auch wieder früher her; 10. der Äther ist ein neues Mittel, um bei lebenden Thieren den Sitz der Sensibilität von jenem der Intelligenz und des Willens zu unterscheiden; 11. man kann bei Thieren die Ätherwirkung steigern und willkürlich die zwei Perioden, die Periode der Ätherisation der Hirnlappen und jene der Ätherisation der ringförmigen Erhabenheit hervorrufen. Diese Perioden lassen sich leicht durch Vergleichung mit den Wirkungen der Verletzung genannter Hirntheile herausfinden und erläutern; 12. es kann die ringförmige Erhabenheit schon unvollkommen desätherisirt werden, wenn die Narcose der Gehirnlappen noch fortbesteht; 13. die wahre chirurgische Unempfindlichkeitsperiode entspricht jener der Ätherisation der ringförmigen Erhabenheit; 14. einige Zeit nach dem Wiedererscheinen der Empfindung bei Thieren bleibt eine vorübergehende Erhöhung der Sensibilität zurück; 15. Ammoniak scheint die Dauer der Ätherwirkung zu verkürzen; 16. der Tod durch Äther erfolgt wahrscheinlich durch Asphyxie, welche ihrerseits einer Ätherisation des Hirnbulbus die Entstehung verdankt; 17. sobald vollkommene Insensibilität eingetreten ist, fliesst venöses Blut in den Arterien, was Amussat und Blandin nach ihren Experimenten bestätigen; 18. wenn einmal die Periode der vollkommenen Insensibilität bei Kaninchen eintrat, und man die Inhalation fortsetzt, so stirbt das Thier nach 4—8 Minuten, was Blandin ebenfalls bezeugt. (***Gaz. médicale de Paris. 1847. Nr. 7.***) **Hirschler.**

Wirkung der Inhalation von Äther auf das Rückenmark. Von Flourens. — Seine Experimente ergaben folgende Resultate: 1. Ein Hund fiel nach der Einathmung während einiger Minuten in vollkommene Empfindungslosigkeit. Als das Rückenmark an einer Stelle des Rückens entblösst wurde, gab das Thier trotz der sehr grausamen Operation kein Zeichen von Schmerz zu erkennen. Es wurden die hintern Nervenwurzeln gezerrt und gestochen, das Thier fühlte nichts. Sowohl diese als auch die vordern Wurzeln wurden durchgeschnitten, und es bewegte sich auch nicht ein Muskel des ganzen Körpers. Endlich wurde das Rückenmark gestochen, geschnitten, gezerrt, ohne dass sich irgend ein Schmerz oder Convulsion kundgegeben hätte. — 2. Ein zweiter Versuch ward an einer Henne auf ähnliche Art vollführt, das Schneiden und Stechen des Rückenmarks brachte kein Schmerzgefühl hervor. Der Äther hat daher die Kraft, im Rückenmarke Empfindung und Bewegung zu vernichten. Ist die Wirkung des Äthers einmal vorübergegangen, so gewinnt der unverletzte Theil des Rückenmarks seine vorigen Kräfte wieder. — Hieher einschlagende Experimente unternahm auch Serres, und es lassen sich aus seinem darüber abgestatteten Berichte folgende Ergebnisse entnehmen: 1. Wird ein Nerve der Äthereinwirkung unterworfen, so hört die Sensibilität an der Stelle der Einwirkung selbst, wie auch in allen unter dieser entspringenden Zweigen auf; 2. in dem über die Einwirkungsstelle gelegenen Theile des Nerven besteht die Sensibilität ungestört fort; 3. diese Wirkung wurde mit jener, welche durch die einfache Berührung der Luft hervorgebracht wird, verglichen, indem zwei Nerven entblösst wurden, von denen der eine in Äther gesenkt, der zweite bloss dem Zugange der atmosphärischen Luft ausgesetzt ward. Nach 5 Minuten war in dem ersten Unempfindlichkeit gegen das Kneipen mit der Pincette, der zweite behielt seine sensiblen und contractilen Kräfte; 4. auf den so durch Äther narcotisirten Nerven blieben die *Nux vomica*, das Strychnin und das salzsaure Strychnin ohne wiederbelebende Wirkung; 5. aber auch auf einen normalen Nerven angebracht, bewirkten die genannten Stoffe keinerlei Contraction.

Auch Gruby stellte Versuche mit Äther an Thieren an, theils um einige physiologische Vorgänge damit aufzuklären, theils um die pathologische Wirkung zu erforschen, und endlich um die pathologisch-anatomischen Veränderungen nachzuweisen, welche bei dem durch Äther zu Tode narcotisirten Thiere vorhanden wären. Die Resultate dieser letztern Untersuchungen kennen wir noch nicht, und werden sie sogleich nach ihrer Bekanntwerdung unsern Lesern mittheilen. (***Gaz. médicale de Paris 1847. Nr. 7.***) **Hirschler.**

C. Practische Medicin.

Oleum Juniperi gegen Kopfgrind. Von Sully. — Erfolgreich wurde dieses Mittel bisher in der scrophulösen Ophthalmie, bei Scabies und Eczema angewendet. Verf. fand dasselbe ausserdem wirksam gegen sehr inveterirte Formen von Kopfgrind. Seine Formel ist folgende: ***Olei juniperi unc.*** $1^1/_2$, ***Axungiae porci unc.*** 2, ***Essentiae anisi gutt.*** 6. Das Öhl kann auch unvermischt angewendet werden; in beiden Fällen muss jedoch die Application desselben reichlich über die ganze afficirte Fläche Statt finden. (***Journ. de Med. et Chirur. prat. Nov. 1846*** und ***Monthly Journ. Februar 1847.***) **Meyr.**

Über die Behandlung der Gesichtsneuralgien durch Inhalation von Schwefelätherdämpfen. Von Sibson. — In mehreren Fällen von neuralgischer Affection des Gesichtes und des Kopfes war die Inhalation von Ätherdämpfen von unmittelbarer Erleichterung begleitet. Im ersten dieser Fälle litt die Kranke an einem hüpfenden,

tobenden Schmerze der linken Gesichtshälfte; heftige Paroxysmen traten besonders nach der Mahlzeit ein, der Schmerz nahm nach und nach zu, hörte aber nur während des Schlafes ganz auf. Sie wurde mit *Belladonna* und *Carbonas ferri*, jedoch ohne Erfolg behandelt. Einige Inhalationen von Ätherdämpfen, welche jedoch nicht bis zur gänzlichen Bewusstlosigkeit fortgesetzt wurden, hatten in beiläufig zwei Minuten ein Verschwinden des Schmerzes zur Folge. Es folgten zwar später einige unangenehme Empfindungen, doch setzte die Neuralgie selbst mehrere Tage aus, und war bei ihrem Wiederauftreten viel gelinder. Die Kranke nahm nebstbei innerlich Belladonna. — Ein Mädchen, welches an neuralgischem Gesichtsschmerz litt, der besonders zur Nachtszeit eintrat, und später von hüpfendem Schmerze in beiden Schlätengegenden befallen wurde, fühlte jedesmal nach der Inhalation der Ätherdämpfe Erleichterung; der Schmerz hörte wohl auf, kehrte aber in kurzer Zeit wieder zurück. — Eine Frau hatte seit 6 Monaten Schmerzen im Magen und an der Scheitelgegend, welche in die Schläfe ausstrahlten; nach der Inhalation wurde sie unruhig und athmete convulsivisch; als sie wieder ruhig wurde, war sie frei von Schmerz, der nun schon 2 Monate lang aussetzt. Doch hat sie noch zeitweise Magenschmerzen, und ist seit der Inhalation etwas schwindlig. — Bei der nächsten Kranken, bei welcher der Sitz des neuralgischen Schmerzes in der linken Schläfe und Wange war, verursachte die Inhalation der Ätherdämpfe Ekel und Brechneigung; der Schmerz hörte durch 6 Wochen auf, allein wenn die Kranke einschlief, stellte er sich gegewöhnlich in minderem Grade ein. — In zwei andern Fällen hörte ebenfalls der Schmerz auf, stellte sich aber in kurzer Zeit wieder ein. Der neuralgische Schmerz kehrt also gewöhnlich nicht zurück, bis einige Zeit nach dem Wiedereintreten des Bewusstseins vorüber ging. Allerdings kann aber der Paroxysmus, wie aus den angeführten Fällen hervorgeht, beseitigt oder abgekürzt werden. Verf. hält hierzu jene Fälle von Neuralgie geeignet, welche von einer reflectirten Sensation in den Gesichtsnerven herrühren, die entweder in den Nerven des gestörten Verdauungsapparates, oder der Haut oder des Uterus erregt wurde. — Bei einem Falle von Ischias war die Inhalation von Äther erfolglos; der Schmerz hörte wohl während der Bewusstlosigkeit auf, kehrte aber hierauf sogleich wieder zurück. (*London Med. Gaz. Febr. 1847.*) **Meyr.**

Über die Anwendung der Ätherdämpfe im Keuchhusten, Krampfhusten und Asthma. Von Willis. — Verf. wendet den Schwefeläther schon seit längerer Zeit bei der Behandlung asthmatischer Zufälle an. Er bedient sich dazu eines reinen Sacktuches, auf welches er zwei, drei bis vier Drachmen Äther giesst, dasselbe an den Mund und die Nase des Kranken hält, und ihn mehrere Athemzüge machen lässt. In 6 — 8 Minuten ist der Paroxysmus grösstentheils beendet, und die Respiration wird ganz natürlich. — Durch dasselbe Verfahren wurden auch die Anfälle des Keuchhustens abgekürzt, und wesentlich erleichtert. Verf. zeigt, dass der Keuchhusten, selbst bei Abwesenheit von Entzündung oder einer organischen Krankheit, bloss durch die Heftigkeit und Andauer des krampfhaften Hustens tödtlich enden kann, indem die Function der Lungen gehemmt und die Respirationsmuskeln gelähmt werden. — Dasselbe gilt auch von jenem spasmodischen Husten, welchem Individuen von plethorischem oder apoplectischem Habitus öfters unterworfen sind. In allen diesen Fällen meint Verf., dürfte die Anwendung des Schwefeläthers von Erfolg sein. — Er brachte denselben auch in einigen Formen von Kehlkopfkrankheiten, welche mit partieller spastischer Zusammenziehung der Glottis verbunden sind, als temporäres Mittel mit Nutzen in Anwendung, indem er zugleich sein Heilverfahren gegen den entzündlichen Zustand oder das organische Leiden richtete. (*London Med. Gaz. Febr. 1847.*)

Meyr.

Ätherinhalation bei Tetanus. Von Ranking. — Es wurde erwähnt, dass man die Inhalation der Schwefelätherdämpfe auch bei Hydrophobie und Tetanus versuchen könnte; da aber diess Krankheiten der Bewegung und nicht der Empfindung sind, so dürften die Versuche ungünstig ausfallen. Diess hat auch Verf. in einem Falle von Tetanus erfahren, wo er den Versuch anstellte. Die Krämpfe wurden bei jedem Einathmungsversuche auf's fürchterlichste gesteigert. Da die Wirkung des Äthers, wie Verf. glaubt, auf die Cerebralpartie des Nervensystems beschränkt ist, und das excito motorische System eine Steigerung seiner Thätigkeit in dem Maasse erfährt, als die Willenskraft abnimmt (wie bei Paraplegie, Enthauptung etc.), so lässt sich schon im Voraus bestimmen, dass Krankheiten, in denen das Rückenmark hauptsächlich afficirt ist, sich für die Anwendung des Äthers nicht eignen, sondern dadurch vielmehr gesteigert werden. (*The Lancet. 1847. Vol. I. Nr. 5.*) **Meyr.**

Extract der Nicotiana gegen den Gesichtsschmerz. Von Gower. — Die Wirksamkeit der Tabakpflanze in genannter Krankheit ist bekannt, aber unbeantwortet blieb bisher die Frage, ob sie diese Wirksamkeit einer excitirenden oder betäubenden Kraft verdankt. So theoretisch müssig diese Frage scheint, so ist sie es doch nicht, da von ihrer Lösung die Art der Combination des bezeichneten Mittels mit andern kräftigen Arzneien abhängt; sie muss sich dem Arzte stets wieder aufdrängen, wenn es auf die Wahl irgend eines Excipiens oder Adjuvans ankommt. Gower wendete die Nicotiana während 20 Jahren mit meist ausgezeichnetem Erfolge an, ohne sich über den wirksamen Bestandtheil Rechenschaft geben zu können. Seitdem aber Chippendale fand, dass das Nicotin das allein kräftig eingreifende Princip der Pflanze ist, dessen sopirende Wirkung durch das zugleich in dem Tabakblatte vorhandene flüchtige Öhl theilweise annihilirt wird, wendet Gower das Extract der Nicotiana an, und ist mit den seither gewonnenen Resultaten sehr zufrieden. In drei Fällen von Prosopalgie zeigte sich die einmalige Anwendung des im Wasser aufgelösten Extractes hinreichend, eine augenblickliche und andauernde Linderung

zu bewirken. Auch bei heftigem Zahnschmerz genügte die Einreibung in die Wange der leidenden Seite, vollkommene Beseitigung desselben zu veranlassen. (*Gaz. médicale de Paris 1847. Nr. 5.*) **Hirschler.**

Wiesennarcisse und Eichenmistel gegen Keuchhusten. Von Muynk und Dumont. — Beide Genannten sind Ärzte zu Gent, und kündigen zu gleicher Zeit die bezeichneten Arzneien als gegen Keuchhusten wirksam an. Muynk beobachtete die Heilkräfte der Wiesennarcisse in einer Keuchhusten-Epidemie, welche in Gent herrschte, wo dieselbe noch im zweiten Stadium der Krankheit treffliche Dienste leistete. Die zu Pulver geriebenen Blumen der Pflanze werden zu 1—2 Grammes zweimal täglich mit gutem Erfolge angewendet. Dumont lobt hingegen die Eichenmistel in der nämlichen Krankheit, und zwar so, dass er behauptet, die Krankheit werde innerhalb 24 Stunden durch dieses Mittel gehoben. Wenn es in diesem Zeitraume nicht hülft, so sei wenig oder gar nichts davon zu erwarten. — Des Versuches werth sind wohl in jedem Falle die genannten zwei Pflanzen, ob sich aber ihre angerühmten Kräfte wirklich bewähren werden, darf man noch bezweifeln (Anmerk. des Ref.) (*Gaz. médicale de Paris 1847. Nr. 6.*) **Hirschler.**

Über den Gebrauch der Jodpräparate in der Syphilis. Von Dr. Aran. — Der Verf. liefert ein critisches Resumé der in den neuesten Zeiten über obigen Gegenstand gelieferten Arbeiten von Payan, Ricord, Hassing u. A., und gelangt in demselben zu folgenden Schlussbemerkungen:

1. Vielfältige Erfahrungen haben die grosse Wirksamkeit des Jod's und seiner Präparate, wenn sie innerlich gegen Syphilis angewendet werden, dargethan. 2. Das Jodkali ist bei weitem das wirksamste unter den genannten Heilmitteln und verdient allen andern vorgezogen zu werden. Es ist leicht zu nehmen, belästiget den Magen nicht, schärft oft den Appetit, beschleunigt die Ernährung und besitzt die ausgezeichnetsten Heilkräfte. 3. Es ist dasselbe aber nicht in allen Perioden und gegen alle Formen der Krankheit gleich wirksam; im Allgemeinen zeigt es die grösste Heilkraft gegen jene Gattung, welche von Wallace als pustulöse oder profunde Syphilis bezeichnet wird, dann überhaupt gegen die tertiären Formen und jene secundären, welche sich den tertiären nähern, obwohl es auch gegen gewisse Arten der primären Syphilis nicht alles Nutzens baar ist. 4. Hauptsächlich dann soll man zum Jodkali greifen, wenn die Mercurialien gar keinen oder doch nur wenig Erfolg zeigen, wenn die Affection bereits eingewurzelt und die Constitution des Kranken etwas herabgekommen ist. Da füllt das Jodkali eine Lücke in der Therapie aus, welche sich vor dessen Bekanntwerdung bedeutend fühlbar machte. 5. Es ist noch unentschieden, ob die Verbindung von Jod und Mercur grosse Vortheile verschafft; keines Falles ist sie ganz ohne Werth. 6. Man kann das Jodkali in Wasser, Syrup oder in einer Mixtur mit gleich gutem Erfolge verabreichen; man kann mit der kleinen Dosis von 50—75 centigr. beginnen und allmälig bis zu 2, 3 und 4 Grammes (täglich) steigen. 7. Dieses Mittel hat manchmal unangenehme Erscheinungen zur Folge, als: Hauteruptionen, Conjunctivalentzündungen, Irritation anderer Schleimhautpartien; diese Unannehmlichkeiten können durch vorsichtiges Darreichen zum Theil vermieden werden, und sollen niemals von der Anwendung einer so heilsamen Arznei zurückschrecken. (*Archives générales de médecine. Jan. 1847.*)

Hirschler.

D. Chirurgie.

Statistische Beobachtungen über die Lithotritie. Von Crampton. — In der von diesem Autor über die Steinzertrümmerung gelieferten Abhandlung finden wir ausser den statistischen Resultaten eben nichts Neues, diese selbst sind aber für den Operateur vom grössten Interesse, da Crampton im Verlaufe von 11 Jahren 35 Fälle von Blasensteinen zu beobachten Gelegenheit hatte. Zwei von diesen Kranken waren wegen bedeutender Complication mit Blasen- und Nierenleiden durchaus für jeden operativen Eingriff untauglich, vier Fälle heilte Heurteloup durch die Zertrümmerung, 20 behandelte Crampton auf dieselbe Weise, und neun Individuen wurden dem Steinschnitte unterworfen. — Jene, welche mit ersterer Methode behandelt wurden, waren durchgehends erwachsen, unter den neun Anderen waren 3 Kinder (unter 12 Jahren), 6 Erwachsene. Alle, bei welchen die Lithotritie angewendet wurde, waren geheilt bis auf Einen, an dem man diese bloss zur Vorbereitung für den Schnitt machte, und der 3 Monate später an einer Ruptur des Magens starb, da er ein ausgemachter Säufer war. Auch die mit der Cystotomie Behandelten genasen, Einen ausgenommen, welcher 3 Monate nach der Operation und bei vollkommener Vernarbung an Entzündung der Nieren und Hoden zu Grunde ging. — Es geht demnach aus diesen Angaben hervor, dass von 33 Operirten bloss 9 den Steinschnitt erforderten; aber keineswegs liesse sich daraus schliessen, dass aus einer gegebenen Zahl von Steinkranken in der Regel der vierte Theil die Cystotomie nöthig mache; denn bei einer grösseren Menge von behandelten Kindern wäre das Verhältniss umgekehrt, nämlich die Resultate für den Schnitt günstiger, minder günstig für die Zertrümmerung. Es ist hieraus einleuchtend, wie ungenügend jene Angaben seien, welche bloss aus der Zahl der Fälle, ohne Berücksichtigung anderer wichtiger Nebenumstände, genommen werden. (*Dublin quarterly Journal* in *Archives générales de Médecine. 1846. Augustheft.*) **Hirschler.**

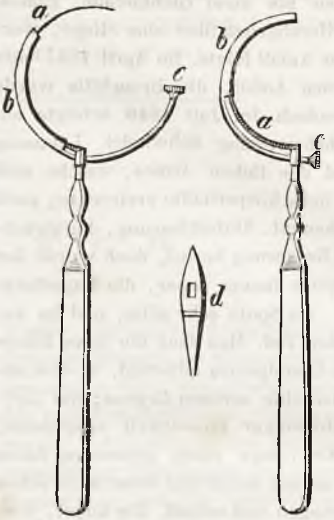
Heilung einer namhaften Rückgrats - Verletzung. Von Dr. El. Hurd. — Ein Mann glitt beim Herabspringen von einem hoch beladenen Wagen aus, und fiel auf den Rücken. Als er aufgehoben wurde, fand man einen Meissel, welchen er in seiner Rocktasche getragen hatte, in seinem Rücken stecken. Erst nach grosser und wiederholter Kraftanstrengung gelang es dem Verf., das 5 Zoll lange, $^7/_8$ Zoll breite und von $^1/_4$—$^1/_8$ Zoll dicke Instrument herauszuziehen. Während dieser Ope-

ration empfand der Pat. nur wenig Schmerz, sah aber feurige Lufterscheinungen, denen anscheinend tiefes Dunkel folgte. Die Wunde befand sich auf der linken Seite, dem Dornfortsatze des letzten Rückenwirbels gegenüber, und drang nach aufwärts durch die Wirbelsäule. Die unmittelbare Folge war vollkommene Lähmung und Gefühllosigkeit der unter der Wunde liegenden Theile. Vierzig Stunden nach der Verletzung trat Fieber ein, welches durch 10 — 12 Tage anhielt. Die äussere Wunde war in wenigen Tagen vernarbt. Harn und Stuhlentleerung musste 6 Tage lang künstlich bewirkt werden; die Sensibilität der Haut kehrte am 5. und ein unvollständiger Gebrauch der unteren Extremitäten am 15. Tage zurück. Das Gefühl kehrte nur sehr langsam wieder, so dass Pat. 4 Jahre darnach am Feuer sitzend, ohne es zu bemerken, sich das linke Knie so bedeutend verbrannte, dass die Gelenkshöhle eröffnet wurde (?). Wenige Tage darnach brach bei einer Bewegung des Beines im Bette die Patella mitten entzwei, und der hervorstehende obere Theil wurde resecirt. Die Wunde heilte langsam, jedoch ohne Ankylose oder andere üble Folgen zurückzulassen. Seitdem blieb Pat. gesund, muss sich aber stets der Krücken bedienen, indem die Füsse stark nach einwärts gedreht sind. (*New-Yorks Journ.* und *Oppenheim's Zeitschrift.* **1846** *Nr.* **11.**) **Nader.**

Über einen Hülfsapparat zum Gehen bei einem falschen Gelenke des Oberschenkels. Von Kayser. — Dieser Apparat wurde bei einem 25jährigen Mädchen angewendet, welches im 12. Lebensjahre einen Bruch des Oberschenkelknochens linker Seite erlitt, an dem sich in Folge zweckwidriger Behandlung ein sogenanntes falsches Gelenk gebildet hatte. Die Kranke konnte seither nur mit Hülfe von Krücken gehen. Besagte Vorrichtung besteht aus einem Schaft von sehr gehärtetem Eisen, welcher unter der linken Schulter beginnt und mittelst eines breiten Gürtels um den Rumpf unbeweglich befestiget ist. Von dem Schafte geht eine nach aussen convexe, rautenförmige Platte aus, welche das Darmbein umfasst und mit dem durch einen Ausschnitt ein zweiter Schaft beweglich verbunden ist, welcher von da an der äussern Seite des Schenkels bis zum *Condylus externus* herabsteigt. Diese zweite Verbindung lässt nur eine dem Beugen des Oberschenkels im Hüftgelenke entsprechende Bewegung nach vorne zu; der Apparat muss für jedes Individuum genau anpassend verfertiget sein. Vor der Anwendung dieser Bandage konnte die Kranke nur mit Hülfe der Krücken gehen, da bei dem Heben der Extremität der untere Theil derselben sogleich abducirt wurde; der eiserne Schaft bewirkt die Geradheit des Gliedes und verhindert seine Abduction. Der Gebrauch der Krücken ist in diesem Falle dadurch ganz überflüssig geworden. (*Gaz. médicale de Paris* **1846.** *Nr* **50.**) **Hirschler.**

Verbesserung der Gerdy'schen Nadel zur Radical-Operation der Brüche. Vom Prof. Dr. Zeis in Marburg. — Die Gerdy'sche Nadel hat dem Verf. zu Folge den Übelstand, dass man sich bei ihrer Anwendung leicht in den Finger sticht, oder wenn man die Spitze der

Nadel nicht dicht am Finger hinleitet, in der invaginirten Haut hängen bleibt und dem Kranken mehr Schmerz verursacht. Die vom Verfasser angewendete Nadel (*a*) beschreibt genau die Hälfte eines Kreises und ist durch eine silberne Röhre (*b*), welche sich über dieselbe schieben lässt, gedeckt. Die letztere darf nicht zu lang sein, weil sie sonst den Austritt der Nadel nicht weit genug gestatten würde. Bei der Operation wird die in der Röhre verborgene Nadel auf dem Finger bis auf die tiefste Stelle der Invagination eingeführt, sodann der Druck auf das Knöpfchen (*c*) weggelassen, worauf die Nadelspitze allein vorwärts dringt, indem die silberne Röhre zurückbleibt. Nach dem Durchstiche wird der Faden durch das Nadelöhr eingeführt und die Nadel wieder durch eine starke seitliche Bewegung in die Röhre zurückgebracht. An der convexen Seite der Nadel, nicht weit vom Öhre entfernt, ist eine quere Furche (*d*) eingefeilt, in welche man eine starke Nähnadel einführen kann, um das allenfalls fest an der Nadel haftende Fadende dadurch freimachen zu können. (*Journal für Chirurgie und Augenheilkunde.* **1846.** *VI. Bd.* **2** *Heft.*) **Nader.**



Merkwürdiger Fall einer Schusswunde der Lunge. Von Moore. — Ein engl. Schiffscapitän wurde im Jahre 1796 am Rücken durch eine Musketkugel verwundet, welche an der rechten fünften Rippe, in der Mitte zwischen dem Rückgrathe und Schulterblatte eindrang. Er fiel, wurde ohnmächtig, hatte ein Gefühl von Erstickung mit blutiger Expectoration. Ein franz. Capitän, welcher den grossen Blutverlust sah, stopfte ein Tuch in die Wunde und band eine Schärpe herum, worauf sich die Schwäche und Athmungsbeschwerden verminderten. Später kam es dem Kranken vor, als stecke die Kugel im Zwerchfelle an dem vordern Ende des knöchernen Theiles der rechten siebenten Rippe. Spanische Chirurgen wollten daselbst eine Öffnung machen, um die Kugel herauszunehmen, was aber nicht gestattet wurde. Die äussere Wunde schritt in der Heilung gut fort, als er 1798 bei einer Mahlzeit ein Glas Wein trank, einen heftigen Hustenanfall erlitt und etwas aushustete, welches, wie sich später zeigte, ein Theil seines Hemdes und einer Nankinjacke war, die er zur Zeit der Verwundung trug. Von dieser Zeit an führte er als Commandant auf mehreren Schiffen ein sehr thätiges Leben, ging hierauf nach London, wo er noch über ein unangenehmes Gefühl an dem untern Theile der Brust klagte, und sich mit A. Cooper besprach, der ihm jede Opera-

tion jedoch widerrieth. Seit 1829 hielt sich Pat. in Plymouth auf, befand sich im Allgemeinen gut, hatte jedoch häufige Anfälle von Bronchitis, und eine stets zunehmende Disposition, den Kopf nach vorne und links zu neigen, zuletzt einen bis zwei Gichtanfälle. Einmal strauchelte er beim Herabgehen über eine Stiege, worauf ein hämoptoischer Anfall folgte. Im April 1845 hatte er einen pleuritischen Anfall, die Bronchitis wurde nach und nach chronisch. Im Juli 1846 erfolgte auf eine heftige Gemüthsbewegung Schwindel, Lähmung der linken Hand und des linken Armes, welche sich dann auf die ganze linke Körperhälfte erstreckte; auch die Sprache war gehemmt. Blutentleerung, Purgirmittel etc. führten eine Besserung herbei, doch wurde der Husten und die Dyspnöe immer ärger, die Expectoration sehr schwierig, die Sputa sehr zähe, und im August 1846 erfolgte der Tod. Man fand die linke Lunge grösstentheils an die Costalpleura adhärent, an dem untern Theile der Brusthöhle serösen Erguss; die Luftzellen von serös-schleimiger Flüssigkeit ausgedehnt, auch nahm die linke Lunge einen grösseren Raum ein. Die rechte war bis auf ein Drittel ihrer natürlichen Grösse zusammengezogen und schlaff. Die Kugel, welche zwischen der vierten und fünften Rippe eindrang, und einen Bruch der ersteren verursachte, fand man in die Lungensubstanz eingebettet, und durch einen ½″ langen Stiel von verdichtetem Lungengewebe und Zellstoff an die innere Fläche der dritten Rippe, an der Vereinigungsstelle des Knorpels mit ihr fest angeheftet. Die untern zwei Drittheile der rechten Brusthöhle waren vom Diaphragma eingenommen, welches so weit nach aufwärts reichte. Ein Einschnitt von oben in den convexen Theil des Zwerchfells legte den Dickdarm, nicht die Leber bloss. Die Kugel hielt sich somit in der Lunge 50 Jahre lang auf. (*The Lancet. 1847. Vol. I Nr. 3.*) **Meyr.**

Entfernung eines grossen Gallensteines durch die Bauchdecken. Von Dr. S. Nobili in Caravaggio. — Ein 39jähriger Mann, der seit 6 Jahren fortwährend kränklich gewesen und mit einem Anfalle von Dysenterie in die Behandlung des Verf. gekommen war, hatte eine Anschwellung im rechten Hypochondrium, in deren Grunde deutlich ein harter Körper sich fühlen liess. Nach längerer Behandlung ätzte Verf. die erhabenste Stelle tief mit *Lapis causticus,* und machte, zwei Tage nach Entfernung des Schorfes, einen Einschnitt in die Geschwulst, worauf viel Eiter entleert wurde. Mit der Sonde fühlte man jetzt deutlich den harten Körper, der fünf Tage darnach auch am Grunde der Abscesshöhle sichtbar und vom Verf. für eine necrotische Rippe gehalten wurde, sich aber nach seiner Entfernung als ein birnförmiger, 2½ Zoll langer und 8 Linien dicker Gallenstein darstellte. Die gekrümmte Sonde drang in ihrer ganzen Länge in einen von vorn nach rück- und aufwärts verlaufenden Canal ein; mit einer Saitenbougie konnte man 7 Zoll tief gelangen. Eine in die Wunde eingebrachte Lösung von ***Roob sambuci*** gelangte bis in's Duodenum und färbte die Fäces schwarz. Jeden Morgen waren die Verbandstücke mit gelber, geruchloser Galle bedeckt; die Stuhlentleerungen, die regelmässig erfolgten, hatten eine aschgraue Farbe. Der Kranke befindet sich jetzt wohl und sieht seiner vollständigen Heilung entgegen. (***Omodei Annali universali di Medicina 1847. Febbrajo.***) **Nader.**

Bedenken über die Anwendung des Schwefeläthers bei chirurgischen Operationen. Von Professor Schuh. — In der letzten Sitzung der therapeutischen Section der k. k. Gesellschaft der Ärzte zu Wien, fand sich Prof. Schuh veranlasst, vor der rücksichtslosen Anwendung des Schwefeläthers bei chirurgischen Operationen zu warnen. Wiederholte Erfahrungen haben nämlich denselben zu der Überzeugung geführt, dass die Äther-Einathmungen auf den Verlauf der Krankheit nach der Operation zuweilen einen wesentlichen und zwar ungünstigen Einfluss ausüben können. Als Schattenseiten der Äther-Narcose bezeichnete Prof. Schuh folgende Puncte: 1. Die Bilder während der Betäubung sind nicht immer reizend und angenehm; manche Personen kommen unter heftigem Weinen, Schluchzen und tiefem Seufzen zu sich, klagen über einen gehabten schweren Traum, und bezeichnen den Zustand der Narcose als einen höchst widerlichen; bei reizbaren Individuen sollen selbst Erscheinungen von Tobsucht, und einmal nach einer (von Dr. Haller im Strafhausspitale vorgenommenen) unbedeutenden Operation bedenkliche allgemeine Convulsionen eingetreten sein. Durch solche Fälle sollte auch das Publicum vor der des blossen Vergnügens wegen zu unternehmenden Narcotisirung abgeschreckt werden. — 2. Die Anzeichen, dass die Betäubung gross genug ist, um eine mehrere Minuten andauernde Operation schmerzlos vollführen zu können, sind unbestimmt. Es kann daher leicht geschehen, dass man entweder das Athmen zu früh unterbricht, und die Wohlthat des Stumpfsinnes während der Operation vereitelt, oder die Narcose auf einen Grad treibt, der dem Einzelnen gefährlich wird. — 3. Der Äther wird in das Blut aufgenommen und bedingt eine Veränderung desselben, welche auf das Individuum und den Heilungsprocess grosser Wundflächen bisweilen nachtheilig einwirkt. Denn ausser oft lange andauernden Kopfschmerz mit erhöhter Wärme, und Fieberbewegungen nach Operationen, denen dergleichen sonst nicht zu folgen pflegen, hat Prof. Schuh noch beobachtet: dass in zwei Fällen eine sehr niedergedrückte Gemüthsstimmung lange nach beendigter Narcose fortwährte, dass die Neigung zu schneller Vereinigung der Wunden vermindert, jene zur Gangrän nach Amputationen aber vermehrt wurde. Letzteres fand Prof. Schuh schon am Ende des zweiten Tages in drei ungünstig verlaufenden Fällen. In einem Falle entstanden kleine Nachblutungen, die aus keiner andern Ursache zu erklären waren. In vier ungünstig verlaufenen Fällen entwickelte sich Pyämie in einem ungewöhnlich frühen Zeitraume nach der Operation und unter eigenthümlichen Erscheinungen, die besonders der Mangel an Frostanfällen characterisirte. Prof. Schuh schreibt die auf-

fallende Veränderlichkeit der Krankheitserscheinungen, die er dem Krankheitsbilde bei der Gehirnerschütterung ähnlich fand, einer Veränderung der Gehirnthätigkeit in Folge der Narcose zu. Aus seinen bisherigen Erfahrungen glaubt daher Prof. Schuh den Schluss ziehen zu dürfen: dass die Äther-Narcose bei kurzdauernden, schmerzhaften Operationen an Individuen von gesunder Blutmischung mit gutem Erfolge anwendbar und empfehlenswerth sei; bei Individuen aber, die an Blutdyscrasien oder Zehrfieber, so wie bei Operationen, die grosse Wundflächen hinterlassen und leicht Phlebitis oder Pyämie zur Folge haben, bisweilen wenigstens schädlich wirke. *(W. Z).*

3.

Notizen.

Ueber türkisch - persische Ophthalmiatrik. Von Dr. Thirk*) zu Brussa in Kleinasien.

Die türkische Augenheilkunde erhält sich in Kleinasien seit Jahrhunderten durch eine Familie, von der gegenwärtig noch zwei Brüder leben, die unter dem Volke und den reisenden Augenärzten, Kehals, einen weit verbreiteten Ruhm geniessen. Diese Beiden wohnen in Hadgi Kivi, einem Dorfe des Paschaliks Kiutahia. Auch Christen gehören zu ihren Schülern, die zur Erlangung des Ausübungsrechtes mehrere Jahre treu dienen müssen, worauf sie durch Auflegung der Hände und Darreichung eines Scherbets geweiht, und in alle Gegenden ausgesendet werden. Viele Augenkranke besuchen diesen Ort, oder lassen sich Arzneien schicken, Reiche lassen gegen bedeutendes Honorar den Meister kommen. — Doch ist es der im Allgemeinen bedeutenden Seltenheit der türkischen Augenärzte, der Vernachlässigung bei den Kranken und deren Angehörigen zuzuschreiben, dass es so viele Augenkranke gibt. — Die türkischen wie die persischen Augenärzte, die kunstfertiger sein sollen, sind meist roh und unwissend, ohne anatomische Kenntniss des Auges; mit einigen med. Verbindungen, ihrer Nadel, dem Haken, der Rohrklammer und einer schlechten Scheere versehen, vertrauen sie kühn dem vom Meister erhaltenen Segen und sind meistens, besonders in den von ihnen gekannten Operationen — Cataracta, Entropium, Pterygium und Distichiasis — glücklich. Bei Behandlung der Thränenfisteln und sonstigen chirurgischen Krankheiten, wenden sie nur Ätzmittel — Kupfervitriol, Sublimat, Arsenik — häufig auch das Glüheisen an. Vesicantia, Glüheisen im Nacken, hinter den Ohren, ja in der Schläfegegend bei heftigen chronischen Entzündungen, Haarseile mittelst einer groben Stecknadel, Fontanelle an Arme, Beine und das Hinterhaupt, namentlich an die *Spina occipitalis etc.* gebrauchen sie häufig; noch häufiger Blasenpflaster von Cantharidenpulver auf Brot oder Sauerteig gestreut, Blutegel am After oder dem Zitzenfortsatze. Sie gebrauchen ferner eine grosse Masse von Augenwässern, Augenpulvern und Salben, doch sind drastische Purganzen bei Entzündungen und beginnender Cataracta, bei scrophulöser Entzündung und allgemeinen Scropheln — Siradscha — und der Sublimat in verschiedenen Verbindungen, die einzigen innerlich verabreichten Mittel. — Hie und da besitzt ein berühmtes altes Weib ein einziges Augenwasser, mit dem sie oft Wundercuren vollbringt, und das sie als Panacee weit versendet.

Die im Allgemeinen nicht seltene Cataracte ist nach der Meinung der Kehal entweder ein neu gebildetes Fell, oder ein concret gewordener, aus dem Kopf herabgefallener Tropfen, und heisst Perde, d. i. Vorhang, oder Ak Su, weisses Wasser, während die Amaurose Bara Su, schwarzes Wasser heisst. Sie unternehmen durchweg die Niederdrückung durch die Sclerotica mit einer Nadel aus Messing, einige wenige haben silberne Nadeln. Das Instrument, aus einem einzigen Stücke, besteht aus einem 2½ Zoll langen Griff, der aus einer zwei Linien breiten, 1¼ Linie dicken viereckigen Silberstange, spiralförmig gewunden, geformt ist, und dadurch eine gewisse Rundung annimmt; an diesem aus der Stange gefeilt ist ein zweites ½ Zoll langes, rundes Vorstück von einer Linie im Durchmesser, an welchem sich erst die eigentliche 10‴ lange, runde, dünne, an der Spitze kolbig endende und conisch zugespitzte Nadel befindet, die aus dem Vorstücke ausgefeilt, und auf einem Steine glatt geschliffen wird. — Der Kranke sitzt bei der Operation auf dem Rande des bereits für ihn zurecht gelegten Bettes, mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen, so, dass er nach der Operation bloss leise zurückgelegt werden darf, um in der zu verbleibenden Lage zu sein. Das nicht oder später zu operirende Auge wird mit einer dicken Lage frischer Baumwolle verbunden. Der Operateur sitzt gleichfalls mit unterschlagenen Beinen auf der zusammengelegten Decke, etwas weniges höher als der Kranke, diesem gegenüber, und führt — ohne eines Assistenten zu bedürfen — indem er mit dem Daumen der linken Hand das untere Augenlid fixirt, mit dem Zeigefinger das obere Augenlid gegen die Augenbraunen andrückt, und

---

*) So glauben wir, müsse der Name des Herrn Verf.'s vorliegenden Aufsatzes heissen, der auch in unserer Zeitschrift werthvolle Beiträge zum Studium der Pest lieferte. Wir glauben ihn in der vorliegenden ophthalmiatrischen Notiz wieder zu erkennen. Das Journal für Chirurgie und Augenheilkunde schreibt „Phirk."

mit mässigem Drucke den Augapfel zu fixiren sucht, während die drei andern Finger, auf der Stirn des Kranken ruhend, den Kopf desselben in gleichförmiger Lage zu erhalten suchen, die Spitze der Nadel rasch gegen den Einstichspunct, der etwa 2‴ vom äusseren Rande der Hornhaut etwas unter die Mittellinie derselben fällt, dann leicht drehend, ohne Druck und Zucken in die hintere Augenkammer ein, wozu die spiralförmige Windung am Griffe befindlich ist. Ist die kolbige Spitze der Nadel oft unter kaum bemerkbarem Schmerze durch die Sclera gedrungen, so führt er leise die Hand gegen die Schläfe, indem er gleichzeitig den Griff etwas senkt und stets drehend bis vor die verdunkelte Linse, welchen Act man als den schwierigsten und künstlichsten betrachtet; denn sobald er die Spitze seiner Nadel ohne Blut und rein hinter der Pupille sieht, betrachtet er die Operation als vollkommen gelungen. Nun führt er die Nadel an der vordern Seite der Linse leise nach oben, indem er den Griff derselben stark senkt, und drückt langsam die Linse oft in sehr vielen Malen, doch ohne eine Bewegung nach hinten zu machen, nach dem Grunde des Auges, bis die Linse gänzlich am untern Rande der Pupille verschwunden ist; zieht hierauf die Nadel bis zur kolbigen Spitze zurück, und lässt den Kranken leicht husten, um, falls die Linse aufsteigen sollte, dieselbe neuerdings niederzudrücken, zieht endlich stets drehend das Instrument aus dem Auge. Soll das zweite Auge operirt werden, so wird das operirte einstweilen mit trockener Baumwolle verbunden und zur Depression am andern Auge auf gleiche Weise geschritten. Beide Augen werden mit der rechten Hand operirt, indem der Operateur bei der Operation des rechten Auges dem horizontal gelagerten Kranken zu Häupten sitzt, und das Manöver in entgegengesetzter Weise wiederholt. Man macht zur Beruhigung des Kranken einige kleine Sehversuche, lagert ihn auf sein Bett, giesst das lauwarme Dotter eines Eies in das geöffnete Auge, und verbindet dieses dann mit fein geschlagener Baumwolle. Durch 6—7 Tage wiederholt man den Verband früh und Abends, lässt dem auf beiden Augen operirten Kranken unverändert die vollkommenste Rückenlage beobachten, im gegentheiligen Falle kann er nach den ersten 24 Stunden leicht drehend die Seitenlage des operirten Auges einnehmen. Stuhlausleerung wird liegend, ohne Anstrengung verrichtet, jeder Wassergenuss in den ersten sieben Tagen strenge gemieden, das Licht sorgfältigst abgehalten, und bloss Milchsuppe genossen. Am 7.—8. Tage darf der Kranke leicht aufsitzen, es wird ihm ein schwarzer Lappen vorgehängt, und zugleich, und jeden folgenden Tag einmal der Rauch von etwas gelbem reinem Wachs und gepulvertem Mai-Kuhmist an's offene Auge gelassen (um Röthe und Schwäche des Auges zu heben), und dieses nach und nach an das Licht gewöhnt. Bei bedeutenden Schmerzen gleich nach der Operation wird wässerige Opiumtinctur eingetropft und dann der Eiverband angelegt. Bei innerer Blutung während der Operation werden Blutegel an den After und den Zitzenfortsatz, bei starker nachfolgender Entzündung Glüheisen im Nacken und an den Schläfen, und der Eiverband mit Opium angewendet, wenig Milch gereicht, und die Rückenlage beobachtet. Bei Hartleibigkeit reicht man Stuhlzäpfchen aus Seife, Salz und Ochsengalle oder Aloë. Der strengen Nachbehandlung wird der meist günstige Erfolg zugeschrieben, und dem Verf. gelang es noch nicht, Capselnachstaare oder Pupillensperre bei früher Operirten aufzufinden. Man operirt zu jeder Jahreszeit, doch nicht gerne im hohen Sommer und strengen Winter, wegen des geringen Schutzes, den bei den Temperatursextremen die türkischen Häuser gewähren. Reiche, die man in ihren bequemen Wohnungen, jedoch zu jeder Zeit operirt, unterwirft man einer kleinen Vorcur, man reicht ihnen nämlich ein Abführmittel und unmittelbar vor der Operation ein Bad, lässt bei sehr Vollblütigen auch wohl zur Ader, jedoch selten. Oft pflegen die herumziehenden Staarstecher bloss den ersten Verband nach der Operation zu besorgen, und mit obigem Räucherpulver die fernere Nachbehandlung den Umgebungen des Kranken zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Chemische Untersuchung eines Arcanums gegen Bleichsucht. Von ***Buchner.***

In einer baierischen Provinzialstadt verfertigte eine Frau ein geheimes Arzneimittel, welches schon viele bleichsüchtige Mädchen geheilt haben soll. Es stellt eine Art Looch oder flüssiger Latwerge dar, von dicklicher Syrups-Consistenz mit eingemengtem vegetabilischem Pulver, gährend, mit Schaum bedeckt, von grünlich schwarzer Farbe und gemischtem Geruch, theils nach Lorbeeren, theils nach einer in weinigter Gährung befindlichen Flüssigkeit, theils nach unreinem Wasserstoffgas, welches durch Auflösung des Eisens in einer verdünnten Säure entwickelt wird. In der That befindet sich auf dem Boden des Tiegels eine ziemliche Menge feiner und sehr reiner Eisenfeilspäne, worin keine Spur von Kupfer oder einem andern Metalle entdeckt werden konnte, und der Schaum enthält ausser Kohlensäure auch Wasserstoffgas. Der Geschmack des Arzneimittels ist sehr süss und zugleich bitterlich gewürzhaft, unverkennbar nach Zucker oder Honig mit beigemengtem Lorbeerpulver. Letzteres wurde noch bestimmter erkannt, als man es nach der Verdünnung des Looch mit Wasser auf einem Filter sammelte oder auswusch. Von den Eisenfeilspänen befindet sich nichts schwebend in der Flüssigkeit, welche das Lacmus röthet und eine geringe Menge kohlensaures Eisenoxydul enthält, — wie es scheint — in freier Kohlensäure der gährenden Masse aufgelöst. Essigsäure oder eine andere, ausser Kohlensäure konnte nicht gefunden werden. Ausser Zucker, Kohlensäure, kohlensaurem Eisenoxydul, Wasser und *Pulvis baccarum lauri* nebst einer unbedeutenden Menge Wasserstoffgas wurde nichts in der Flüssigkeit entdeckt. — Das Arzneimittel oder *Looch antichloroticum* wird allem Anscheine nach einfach so bereitet, dass man feine Eisenfeilspäne, fein pulveri-

sirte Lorbeeren, Zucker und Wasser in einem glasirten Tiegel zusammen mengt, in gelinde Wärme stellt, und nach eingetretener Gährung mit Papier und Blase zubindet. (*Buchner's Repertorium für die Pharmacie. 36. Bd. 2. Heft.*) *Kanka.*

4.
Anzeigen medicinischer Werke.

Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriss der innern Clinik für academische Vorlesungen. Von Dr. Ludwig Choulant, königl. sächs. Hofrathe, vortrag. Medicinalrathe im Ministerium des Innern, Director der chirurg. medic. Academie zu Dresden etc. — Vierte völlig umgearbeitete Auflage. Von Dr. Herrmann Eberhard Richter, Professor, Director der Policlinik etc. etc. 8. XII und 756 S. Leipzig 1845 —1847.

Der ersten Lieferung des vorliegenden Werkes ist in dieser Zeitschrift bereits eine sehr rühmliche Anzeige gewidmet worden; seither ist dasselbe bis zur vierten Lieferung gediehen. Der neue Bearbeiter der vierten Auflage, Hr. Prof. Richter, hat den anatomischen Standpunct zur Grundlage seines Werkes gewählt; die Hauptabtheilungen beruhen auf den aus der Entwicklungsgeschichte sich ergebenden dreifachen Grundsystemen, dem Schleimblatt, dem serösen oder Nervenblatt und dem zwischen beiden sich entwickelnden Gefässblatt; ersteres umfasst die Krankheiten der Haut, der Schleimhäute und der aus Einstülpungen der Schleimhäute sich bildenden Ab und Aussonderungsorgane (Athmungs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechtswerkzeuge mit ihren Anhängen); dem serösen Blatte entsprechen die Leiden des Nervensystems und seiner Anhänge; dem Gefässblatte endlich die sämmtlichen Krankheiten des Gefässystems, des Herzens und des Blutes; bei dem Festhalten am Grundsatze: *a potiori fit classificatio,* lassen sich unter diese Rubriken alle sogenannten inneren Krankheiten regelrecht gruppiren. — Der Verf. hat mit den Krankheiten des Gefäss systemes begonnen, dann die der Haut, der Schleimhäute und ihrer Einstülpungen folgen lassen; die des Nervensystemes sollen erst folgen.

Der Verfasser der vor uns liegenden vierten Ausgabe hat im Vergleiche zu den früheren eine durchgehends neue Arbeit geliefert; nicht nur dass ganz neue Abschnitte im Sinne jüngster Forschungen dastehen, sondern die einzelnen Krankheitsspecies sind durchweg im Geiste der herrschenden anatomisch - physiologischen Schule durchgeführt. Wenn auch der Verf. vielfach sich bemüht, das Alte mit dem Neuen wo nur möglich zu verknüpfen, so leuchtet denn doch die Herrschaft des letzteren überall entschieden hervor, und wir sind beinahe sicher, dass in einer neuen Auflage auch die letzten Löthungen schmelzen, namentlich die Fieber (*qua tales*) als Krankheitsspecies verschwinden werden; höchstens wird er noch das Wechselfieber einstweilen nicht löschen können!

Die Darstellung des Verf.'s ist überall klar, bündig und bestimmt; der Diagnose, Ätiologie, Therapie und Diätetik sind stets gleichmässige Rücksichten geschenkt, und man wird von dem bisher Geleisteten schwerlich irgend etwas Wichtiges bei den einzelnen Krankheitsarten vermissen. Hiedurch eignet sich das Werk ganz vorzüglich zu einem Handbuche, und seine Durchlesung gibt auch für den längst fertigen Practiker den hohen Werth, dass er sich mit dem bis zum Tage Geleisteten auf dem kürzesten Wege vertraut macht. Da der Literatur eine besondere Aufzählung des Vorhandenen gewidmet ist, so macht man sich zugleich mit dem gelehrten Apparate vertraut. Die Mehrzahl junger Ärzte dürfte die Therapie zu reichhaltig, zu vielseitig finden; doch möge man nicht vergessen, dass viele — mehr oder minder indifferente — Mittel nicht so wohl um der Krankheiten als um der Kranken willen vom klugen und humanen Arzte verordnet werden. Die Zeit ist noch sehr fern, ja sie dürfte bei hohem und niederem Volke niemals durchweg kommen, wo der Zuspruch und die Versicherung des Arztes, der Verlauf der Krankheit gestalte sich ganz regelmässig, günstig u. s. w., soferne der Kranke nur die gehörigen diätetischen Vorschriften befolge, genügen, um dem Kranken Trost und Labsal zu sein: ein »Heilmittel« wird der grösste Theil begehren, und zu seiner grossen Beruhigung vertrauensvoll nehmen, hier die *aura et guttula diluta*, dort die Scrupeldosen und die *libras decoctorum atque infusorum*. Geht es doch auf einem andern Gebiete des Lebens auch nicht anders, ja treten doch dort Aberglauben, Köhlerglauben, Wunderglauben weit auffallender vor die Augen — und wer möchte sie dem kranken, bedrängten Gemüthe entziehen, ohne etwas augenblicklich zum Ersatze bieten zu können? — *Sigmund.*

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1847.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Archiv f. d. gesammte Medicin. In Verbindung mit Andreae, Baur, Barkhausen, Beger, Bergmann u. s. w., herausg. v. Prof. Dr. Heinr. Haeser. Bd. IX. 4 Hefte. gr. 8. (1. Heft 152 S.) Jena, *Mauke*. Geh. 4 fl.

Central-Zeitung (allgem. medicin.) XVI. Jahrg. 1847. Redact.: Dr. W. Hoffbauer. 103 Stücke. (B.) kl. Fol. Berlin, *Expedition*. 6 fl. 45 kr.

Chelius (Dr. Frz.), über die Amputation im Fussgelenke. Mit 4 Tafeln. 4. (26 S.) Heidelberg 1846, *Groos*. Geh. 1 fl.

Codex der Pharmacopöen. (13. Lieferung.) 1. Section. Norddeutsche Pharmacopöen. 5. Bdchn. Preussische Pharmacopöe 1846. Deutsche Bearb. 8. (XIV u. 130 S.) Leipzig, *Voss*. Geh. 45 kr.

De la Contagion *de la Peste et de la réforme des quarantaines; par le docteur J. Garin. In-8. de 2 feuilles 1/2. Impr. de Lépagnez, à la Croix-Rousse. — A Lyon, chez Dorier.*

De la Lithotripsie *sans Fragmens au moyen des deux procédés de l'extraction immédiate ou de la pulvérisation immédiate des pierres vésicales par les voies naturelles; appuyées d'un grand nombre de faits pratiques; par le baron Heurteloup. In-8. de 23 feuilles, plus 2 pl. Impr. de Rignoux, à Paris. — A Paris, chez Labé, place de l'Ecole-de-Médec., 4. Prix. 6 fr.*

Faber (Dr. Wilh. Eberh.), die Wuthkrankheit der Thiere und des Menschen, mit Benützung der Acten des königl. würtemberg. Medicinal-Collegiums. 2. Th.: Die Wuthkrankheit des Menschen. gr. 8. (VI und S. 441—586.) Karlsruhe, *Macklot*. Geh. 3 fl. 45 kr.

Guérin (Dr. J.), die Rhachitis. A. d. Franz. übers. von Dr. G. Weber. gr. 8. (52 S. und 1 Tab. in 4.) Nordhausen, *Büchting*. Geh. 23 kr.

Henke's (Ad.) Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, fortgesetzt v. Prof. Dr. A. Siebert. 27. Jahrg. 1847. 4 Hefte. gr. 8. (I. Heft VI u. 242 S.) Erlangen, *Palm & Enke*. Geh. 6 fl. 15 kr.

Koch (Dr. C. F.), Bemerkungen zur Reform des preuss. Medicinal-Wesens aus dem Standpuncte der Verwaltung. gr. 8. (VI u. 130 S.) Merseburg, *Garcke*. Geh. 45 kr.

L'union *médicale, journal des intérêts scientifiques et pratiques, moraux et professionnels du corps médical. Samedi, 2 janvier 1847. Premier numéro. Spécimen. Tome Ier. In-folio d'une feuille. Impr. de Malteste, à Paris. — A Paris, rue du Faub.-Montmartre, 56. Prix annuel. 36 fr. Six mois 18 fr. Trois mois 9 fr. Un mois 4 fr.*

Monatschrift (rheinische) für pract. Ärzte. Herausgeg. von Nasse, Wutzer, Kilian, Geh. Med.-Räthe u. Prof. Dr. Ungar, Dr. Claessen. 1. Jahrg. 1847. 12 Hefte. (à 3—4 B.) gr. 8. Köln, *Du Mont-Schauberg*. 5 fl. 15 kr.

Müller (Dr. Joh. Fr.), Handbuch der Veterinär Ophthalmologie f. Thierärzte. Mit zahlreichen in den Text gedr. Holzschn. 1. Lief. gr. 8. (S. 1—110.) Braunschweig, *Westermann*. Geh. 54 kr.

Nuhn (M. D. Ant.), *tabulae chirurgico-anatomicae. Fasc. I. Cont. icones anatomiam chirurgicam capitis et colli illustrantes* gr. Fol. (12 Taf. u. 27 S. Text.) Mannheim, *Bassermann*. Geh. 7 fl. 18 kr.

Traité *de médecine pratique et de pathologie iatrique ou médicale Cours professé, à la faculté de médecine de Paris, par P. A. Piorry. Tome III. Monographies ou specialités. — Tome II. Anomohémies ou anomèmies. In-8. de 43 feuilles. Impr. de Mme. Dondey-Dupré, à Paris. — À Paris, chez Baillière, rue de l'Ecole-de-Médecine, 17. Prix. 8 fr.*

Traitement *des affections de l'oeil par l'emploi des verres combinés; par H. Philippe, de Londres, opticien de la faculté de médecine de Montpellier. In-8. d'une feuille. Imp. de Bénard, à Paris.*

Weiss (Dr. J.), Handbuch der Wasserheilkunde für Ärzte und Laien. Resultate 15jähr. Erfahrungen. 2. verb. und verm. Aufl. 8. (IV u. 506 S.) Leipzig, *Einhorn*'s Verl.-Exp. Geh. 1 fl. 48 kr.

Werneck (Dr. Wilh.), kurzgefasste Beiträge zur Kenntniss der Natur, Entstehungsweise, der Verhütung u. Heilung des Hospital-Brandes. 2. Ausg. gr. 8. (115 S.) Salzburg, *Doyle*. Geh. 45 kr.

Wochenschrift für die gesammte Heilkunde. Herausgeber: Dr. Casper. (14. Jahrg.) 1847. 52 Nrn. (1—1¼ Bog.) Mit Abbild. gr. 8. Berlin, *A. Hirschwald*. 5 fl. 30 kr.

Zeitschrift (neue), für Geburtskunde, herausg. v. Dr. Dietr. Wilh. Heinr. v. Busch, Dr. Ferd. Aug. v. Ritgen u. Dr. Ed. Casp. Jac. v. Siebold. 21. Bd. 3 Hefte. Mit Abbild. gr. 8. Berlin, *A. Hirschwald*. 4 fl.

Zeitung (allgemeine) für Militär-Ärzte. Red.: Prof. Dr. Klencke. 5. Jahrg. 1847. 52 Nrn. (B.) Lex.-8. Brauschweig, *J. H. Meyer*. 6 fl.

Zeitung (medicinische). Herausg. von dem Vereine für Heilkunde in Preussen. Redacteur: Troschel. 16. Jahrg. 1847. 52 Numm. (à 1—1½ Bog.) Folio. Berlin, *Th. Enslin*. 5 fl. 30 kr.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.